

HERMANN BAHR:
DAS ERSTE UND DAS LETZTE
WORT

(Wien, Mai 1896.)

Es gibt Leute, die einem die gescheitesten Sachen so sagen, daß man nichts davon hat. Sie mögen stundenlang reden, es bleibt stille in uns. An feinen Worten lassen sie es nicht fehlen, doch sprechen sie immer bloß den Verstand an, unsere Seele hört nicht zu. Aber dann sagt plötzlich jemand hinter uns: Wollen Sie ein Stückel Zucker oder zwei? Und siehe, plötzlich horchen wir auf, es wird in uns lebendig und wir wissen, daß wir diese Stimme nicht mehr vergessen werden. Es gibt Leute, die guten Tag so sagen, daß wir dabei ihre ganze Natur, ihr ganzes Wesen zu vernehmen glauben; in allen Worten lassen sie ihre Seele mitreden. Man sagt von ihnen: sie haben eben ihren eigenen Ton. Was das aber eigentlich ist, weiß niemand. Man glaube nicht, daß es von der Kraft oder Schönheit einer Stimme kommt. Nein, sehr schönen und warmen Stimmen kann der eigene Ton fehlen, heisere und dünne haben ihn. Man erinnere

sich, was man oft auf der Bühne sieht. Da sehen wir oft junge Schauspieler sich mit Anstand, Takt und Geschmack bewegen, sie haben alle Mittel, sie sprechen gut, nichts möchte man anders haben, wir müssen sie loben und sind doch sogleich gewiß, das aus ihnen niemals ein großer Schauspieler wird. Andere Anfänger beleidigen durch Unarten und excessive Geberden, sie können nicht gehen, schreien rauh oder schrill, sie betonen falsch und doch fühlen wir, daß in ihnen ein Künstler steckt. Sie haben eines vor jenen voraus: man hört ihnen zu. Man kann sie vielleicht nicht ausstehen, man mag sie hassen, ja verabscheuen, aber man hört ihnen zu. Treten sie auf, so wird es still, alle lauschen, man hört ihnen zu. Man sagt dann auch wieder: sie haben eben ihren eigenen Ton. Das heißt, ihre Seele, ihre Natur, ihr Wesen, oder wie man das nennen will, was den besonderen Menschen ausmacht, ist so stark, daß es gleich in jede Geberde, in jedes Wort,

ja in jeden Schritt dringt und in den letzten Spitzen ihrer Äußerungen noch vernehmlich ist. Je länger man über die Kunst nachdenkt, desto gewisser wird es einem, daß das allein in allen Künsten das Entscheidende ist. So einen eigenen Ton zu haben, das ist alles. Wer seinen eigenen Ton hat, den wird man einen Künstler nennen dürfen. Es ist dann erst noch die Frage, ob er seine Kunst auch ausüben kann, und diese Kunst kann eine gute oder eine schlechte sein, indem sie unsere Kultur fördert oder hemmt; das wird dann seinen Wert bestimmen. Aber ein Künstler ist er immer, wenn er die Kraft hat, in jeder Bewegung sein ganzes Wesen herzugeben. Das ist auch das einzige, was man nicht lernen kann. Man kann sich einen eigenen Ton nicht machen, wie man sich schöne Augen nicht machen kann. Alles andere ist heute zu haben. Jeder gebildete Mensch kann heute dahin gebracht werden, einen Gedanken oder ein Gefühl in Versen

angemessen auszudrücken oder die Zustände seiner Welt in einem Romane gerecht zu schildern. Solche Bücher erscheinen jetzt jede Woche. Man kann nichts an ihnen tadeln, sie haben keine Fehler, es ist alles in Ordnung. Nur hüte man sich, ihnen zu nahe zu kommen; man darf nicht intim mit ihnen verkehren wollen: sonst wird man erschrecken. Es geht einem dann, wie wenn man sich durch eine Wachsfigur täuschen läßt. Diese Figur sieht ganz wie ein lebendiger Mensch aus, trägt wirkliche Kleider, hat wirkliche Haare und sitzt mit der größten Natur da. Läßt man sich jedoch täuschen und faßt sie an der Hand, so erschrickt man: sie ist kalt und starr und hat kein Leben. So sehen jene Bücher aus, als ob sie wirklich wären, und nehmen mit der größten Natur die Haltung von Kunstwerken an, aber man darf sie nicht anfassen, man darf sie nicht umarmen wollen. Sonst fühlt man, daß sie nur Wachs sind und kein Leben haben.

Vor einigen Tagen ist bei S. Fischer in Berlin ein Buch von einem Herrn Peter Alienberg erschienen, das „Wie ich sehe“ heißt. Wenn ich mich besinne, was denn wohl eigentlich an diesem Buch so ungewöhnlich stark auf mich gewirkt haben mag, so kann ich es nur mit diesem Worte sagen: es hat durch und durch einen eigenen Ton. Diese Stimme haben wir noch nie vernommen; hier spricht jemand, den wir nicht mehr vergessen können. In seinem Munde wird jedes Wort neu und lebt auf; wir glauben es zum ersten Male zu hören. Es ist nicht mehr irgend ein Wort, das allen gehört, eines von den vazierenden Worten der Journalisten, das jedem zuläuft; es ist sein Wort geworden, seine Seele hat es sich angeeignet und gibt es nicht mehr her. Das wirkt so ungewöhnlich an diesem Buche. Nach und nach faßt man sich freilich und erinnert sich, daß das ja eigentlich gar nichts besonderes, sondern immer bei allen Dichtern so gewesen ist.

scheinen aus der Art geschlagen und befremden. Gerade die unvergeßlichen sind ganz rein: sie sagen dem Verstande gar nichts. Also Gedichte in Prosa? Ja kleine, sanfte, kosende Gedichte von einer unbeschreiblichen Rührung. Rührung, das ist das Wort für sie. Diese Menschen sind gerührt und schmachten. Sie haben alle etwas von Bräuten: sie harren, bange möchten sie fast weinen, aber es ist doch schön. Bräute, das drückt ihre Stimmung aus: sie sind Bräute des Lebens. Wunderbar haben sie sich geschmückt, nun sitzen sie da und warten, das starke Leben zu empfangen; von Scham, Angst und Lust sind sie wirr. Aber sie warten umsonst, das Leben kommt zu ihnen nicht. Dieses bräutliche Harren auf das Leben stellt er dar. Er ist der Dichter der Menschen, die kein Schicksal haben, weil sie es sich nicht nehmen. Ihnen fehlt der Mut, ihren Leidenschaften nachzuspringen und das Leben an sich zu reißen. Sie sitzen bange da und warten schön, ob sie das Leben nicht

Das Buch enthält lauter kleine Szenen, keine über fünf Seiten, einige nur ein paar Sätze lang. Sie spielen in Wien und auf dem Lande; ihre Menschen sind immer Wiener, so wienerische Wiener, daß man unter ihnen leben muß, um an sie glauben zu können. Es ist aber schwer zu sagen, was sie mit diesen Menschen tun. Schildern sie sie? Nein, sie nennen kaum ein paar Nuancen: ein Band am Hute der Gestalt, und wie sie den Sonnenschirm hält und eine Blume die sie pflückt; aber es genügt, um sie uns einen Moment lang so grell wie unter einem Blitze sehen zu lassen und schon ist sie fort, nur ein leiser Geruch bleibt übrig. Erzählen sie etwas von Ihnen? Nein, Erzählungen sind es auch nicht, keine drastischen Begebenheiten, in denen ein Mensch mit seinem Schicksal zusammenstößt. Zwei junge Leute gehen über eine Wiese, er ist schmachkend, sie spöttisch; oder Kinder plauschen; oder ein Mädchen fischt: das ist alles. Haben sie Pointen? Einige ja; aber diese

abholen wird. Sie gehen nicht ihr Schicksal; es soll über sie kommen. Aber es kommt nicht. Sie warten umsonst. Davon sind sie nach und nach so müd und matt und traurig geworden, nun glauben sie es schon beinahe selber nicht mehr, aber es ist zu spät. Ihnen ist versagt, sich ihren Teil zu nehmen; was ihnen nicht geschenkt wird, mögen sie nicht. Mit dem Andrea des Loris müßten sie rufen: „O, wie ich sie beneide um ihr Wollen!“

Diese altösterreichischen Menschen, die nichts erleben können, stellt der neue Dichter mit einer unbeschreiblichen Güte dar. Wie kranke Kinder hegt er sie, seine Augen sind naß, er weiß, daß sie im Sterben liegen. Der Tod hat sie schon angerührt, von seinen Händen sind sie so weiß, sie schauen schon hinüber. Wunderlich irre und tief reden sie dann; sie erkennen sich jetzt, nichts schmerzt sie mehr, es muß ja sein. Und siehe, da erblicken sie eine helle Schar von harten und gewaltsamen Gestalten vor sich, die

singend in den Kampf mit dem Leben gehen. Ihnen winken sie zu und lächeln noch einmal, weil sie nun doch nicht umsonst gewartet haben; denn ihre Sehnsucht hat ein neues Geschlecht geboren, das erobern wird, und noch dürfen sie Fortinbras grüßen, der einzieht.

Das ist mir das liebste an dem Buche des Dichters: er läßt uns in der Ferne ein neues Österreich sehen. Noch einmal trägt er alle Schätze zusammen, die wir von uns wegwerfen müssen; aber er hat den Mut, von ihnen Abschied zu nehmen. Am schönsten hat er das in der kleinen Geschichte von dem Kinde, das angelte, getan:

„Das Fischen muß sehr langweilig sein, sagte ein Fräulein, welches davon soviel verstand, wie die meisten Fräuleins.

Wenn es langweilig wäre, täte ich es ja nicht, sagte das Kind mit den braunblonden Haaren und den Gazellenbeinen.

Sie stand da mit dem großen, unerschütterlichen Ernst des Fischers. Sie nahm das

Fischlein von der Angel und schleuderte es zu Boden.

Das Fischlein starb --- --- ---.

Der See lag da, in Licht gebadet und flimmernd. Es roch nach Weiden und dampfenden verwesenden Sumpfgräsern. Vom Hotel her hörte man das Geräusch von Messern, Gabeln und Tellern. Das Fischlein tanzte am Boden einen kurzen, originellen Tanz wie die wilden Völker --- --- --- und starb.

Das Kind angelte weiter, mit dem großen, unerschütterlichen Ernst des Fischers.

Je ne permettrai jamais, que ma fille s'adornât à une occupation si cruelle, sagte eine Dame, welche in der Nähe saß.

Das Kind nahm das Fischlein von der Angel und schleuderte es wieder zu Boden, in der Nähe der Dame.

Das Fischlein starb --- --- ---.

Es schnellte empor und fiel tot nieder ----- ein einfacher sanfter Tod! Es vergaß sogar zu tanzen, es marschierte ohne weiters ab --- --- ---.

Oh — — — sagte die Dame.

Und doch lag im Antlitz des grausamen, braunblonden Kindes eine tiefe Schönheit und eine künftige Seele — — —.

Das Antlitz der edlen Dame aber war verwittert und bleich —.

Sie wird Niemanden mehr Freude geben, Licht und Wärme —.

Darum fühlte sie mit dem Fischlein.

Warum soll es sterben, wenn es noch Leben in sich hat —?

Und doch schnellt es empor und fällt tot nieder — — — ein einfacher, sanfter Tod.

Das Kind angelt weiter, mit dem großen unerschütterlichen Ernst des Fischers. Es ist wunderschön, mit seinen großen, starren Augen, seinen braunblonden Haaren und seinen Gazellenbeinen.

Vielleicht wird es auch einst das Fischlein bemitleiden und sagen: Je ne permettrai jamais, que ma fille s'adonnât à une occupation si cruelle — — —!

Aber diese zarten Regungen der Seele
erblühen erst auf dem Grabe aller zerstörten
Träume, aller getöteten Hoffnungen — — —.

Darum angle weiter, liebliches Mädchen!

Denn, nichts bedenkend, trägst du noch
dein schönes Recht in dir — —!

„Töte das Fischlein und angle!“ —

Das Beste, das wir in uns spüren, wir
neuen Leute in Österreich: unsere Verehrung
der harten, in heiterer Schönheit waltenden
Kraft finde ich durch diese lieblich grausame
Gestalt ausgedrückt.

(Wien, 11. Januar 1919.)

An Altenbergs Grab. Das erste was man
vor bald dreißig Jahren von Peter Altenberg
vernahm, war eine Nachricht des Heinrich im
Griensteidl, es gehe jetzt jede Nacht auf dem
Kohlmarkt ein Herr um, der aufzufliegen ver-
suche, der Macht seines Gemüts vertrauend.
So begann er gleich legendär und war bald

darauf, schon bei Lebzeiten, fast mythisch geworden. Wie einst Stelzhamer. Oder wie der liebe Augustin. Mit den beiden war ihm auch dies gemein, daß man ihn beim Vornamen rief. Er hieß der Peter, wie Stelzhamer der Franz von Piesenham, wie Whitman Walt. Die drei gleichen einander überhaupt irgendwie; nicht so sehr in der Art ihrer Begabung als in ihrer Stellung zur Welt. Ihr Unterschied liegt nur in den Dimensionen, es ist der Unterschied zwischen Broadway, Vöcklabruck und dem Grabencafé. Diese Dichter haben alle drei fast etwas Heiliges an sich, freilich nicht ohne den Zusatz leiser Lächerlichkeit, die sich allem Heiligen in zivilisierten Zuständen anhängt. Auch Verlaine gehört in ihre Nähe, und Peter Hille auch. Es sind die einzigen Dichter dieser Zeit, die noch ungefähr dem entsprechen, was sich das Volk unter einem Dichter denkt. Zu den andern hat es keinen Zugang, sie bleiben ihm durch Literatur verdeckt, auch traut es ihnen von vorneherein nicht recht, weil

es instinktiv vom Dichter verlangt, daß er selber auch ein Gedicht sei; dies aber ist die einzige Dichtungsart, die sich nicht erlernen läßt. Wenn einst die ganze Literatur dieser Zeit vergessen ist, wird das unvergängliche Gedicht, das Peters Altenbergs Leben war, noch dankbaren Enkeln erglänzen. — Wie alle vom Geiste Lebenden empfand auch er stark die niederziehende Gewalt des Irdischen; er kannte die Tobsuchtsanfälle des an die Welt gefesselten Genius. Des Geisterreichs ganz unmittelbar bei sich gewiß, sieht es der Geistige plötzlich rings bedrängt, vermischt, entstellt, das Unreine dringt überwältigend ein. Dies ist das Urerlebnis, das sich in jeder Generation wiederholt, und an ihm scheiden sich die Geister. Die einen antworten darauf mit Haß, Erbitterung und Hohn; das gibt die zürnenden, die strafenden Propheten. Andere flüchten nach den elfenbeinernen Türmen der Artisten. Noch andere betäuben sich mit ihrer inneren Musik. (Nummer eins: Schopenhauer und Nietzsche,

Nummer zwei: der Ästhet und Dilettant, Nummer drei: Kapellmeister Kreisler und Hugo Wolf, während Beethoven und Mahler bald eins, bald drei sind, George bald eins, bald zwei.) Alle drei absentieren sich von der Welt. Aber durch die Welt dennoch nicht irre zu werden an der Welt, sie bis in jene Tiefen zu durchschauen, wo die verruchte Welt selber auch wieder Geist wird, und darum auch das Verhaßte der Welt noch herzhaft lieben zu können, dies vermag allein die durchleuchtende Kraft des Dichters. Der Dichter absentiert sich nicht von der Welt. Auch wenn er die Hand schon zum Fluch hebt, er muß immer noch segnen. Denn wohin er blickt, er sieht überall Schönheit. In jedem Menschen, wer es auch sei, noch den verborgenen Jupiter erkennen und heimlich begrüßen, hat das Emerson einmal etwas wunderlich genannt, aber sagen wir es lieber auf gut katholisch: auch im ärmsten Sünder noch Gottes Kind erblicken und so die Sünde hassen, doch den Sünder lieben. In